



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brandes, Wilhelm: Die schöne Hälfte des Lebens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Anrufung der Dämonen, deren Geist auch am Eingang der Beschwörung angerufen wird; man nimmt daher auch an, daß der Zauberer, der diese Beschwörung für die Domitiana niederschrieb, weder ein Heide noch ein Jude, sondern ein mit gnostischen Lehren bekannter Christ war.

Bei den eigentlichen Verfluchungen dieser Gattung von Tafeln ist die Ursache der Verwünschung nicht überall ersichtlich. Bei manchen ist die Liebe, wie bei der Tafel von Hadrumetum, der Anlaß: so heißt es z. B. in Bezug auf einen Vitruvius Felix, er solle die Valeria Quadratilla hassen und sie gänzlich vergessen, und diese (offenbar die begünstigte Nebenbuhlerin der Schreiberin) solle den Zorn der Götter auf sich laden. In zahlreichen Fällen (zumal auf den Tafeln aus Karthago) geht der Fluch gegen Wagenlenker der konkurrierenden Partei und deren Pferde, worauf wir später noch zurückkommen; in andern ist es der Prozeßgegner, der gebunden, dessen Zunge und Sinn gebannt werden soll, daß er nichts vorzubringen imstande ist; oder: wie die Dämonen ohne Sprache und ohne Zunge sind, so soll es auch der Gegner werden. Mitunter ist die Ursache der Feindschaft nicht angeführt; es heißt nur, der und der soll der Feind werden von A, der Feind von B usw., unter Anführung einer ganzen Menge von Namen; oder: „die Götter sollen den Betreffenden ergreifen und ihn den Schatten übergeben, damit sie ihm Fleisch und Sehnen und Glieder und Seele vernichten, sodaß er dem Zonikos nicht mehr begegnen und ihm nicht durch Rede oder Blick (den »bösen Blick«, das mal oocchio der heutigen Italiener) schaden kann.“ Auf einer in Rom gefundnen, aber unter dem Einfluß ägyptischer Religion entstandnen Tafel wird der Verfluchte beschuldigt, den „Papyron“ (nach Wunsch die aus Papiermaché hergestellte Hülle der Mumie) des Osiris angezündet und Fische gegessen zu haben (das letzte anscheinend eine Veründigung gegen eine rituelle Vorschrift); durch solche Schuld soll der Gott Osiris bewogen werden, gegen den Gottlosen einzuschreiten.

(Schluß folgt)



Die schöne Hälfte des Lebens

Von Wilhelm Brandes

Sohn, mehr wünschest du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter.

Diese Worte, mit denen im vierten Gesange von Goethes Hermann und Dorothea die Mutter den Sohn zu beschwichtigen beginnt, nachdem er ihr unter dem Birnbaum sein Leid geklagt hat, haben wohl von jeher auch bei Verehrern

des Dichters und gerade bei den Freunden dieser Dichtung im stillen mehr oder minder schweren Anstoß erregt. Seit dann Fr. Th. Wischer¹⁾ unter dem Hinweis auf die anklingende Strophe in Philiens Liede —

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar —

ein rückhaltloses Verdammungsurteil ausgesprochen hat über diese „an unpassender Stelle wiederholte Lieblingsvorstellung“ des Dichters, die hier „aus dem Zusammenhange herauszubrechen“, hat sich ein lebhafter Meinungskampf über die ethische und ästhetische Berechtigung des zweiten Verses erhoben, der nicht wieder zur Ruhe und noch nicht zum Austrage gekommen ist. „Kann, darf eine Mutter dies zum Sohne sagen?“ hatte Wischer entrüstet ausgerufen. „Seiner Phantasie die Bilder eröffnen, die sich daran knüpfen, sodaß er sich den torus vorstellen muß, auf dem er selbst entstanden ist? Und überdies eine erfahrene Frau, die — von der »schönen Hälfte« doch auch die Rehrseite kennt. — Nein, nein! wird jedes richtige Gefühl urteilen.“

Dagegen eifert am entschiedensten Heinrich Dünker.²⁾ Nachdem er beide Stellen und eine dritte aus „Scherz, List und Rache“ —

Nacht, o Golde! Halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schültern fällt —

auf ein Wort in Rousseaus Neuer Heloise: Les jours ne sont que la moitié de la vie zurückgeführt hat,³⁾ stellt er die unsrige in Parallele zu Thetis Aufforderung an ihren Sohn im 24. Buche der Ilias, sich nicht länger dem Schmerze hinzugeben, sondern sich Nahrung und Schlaf zu gönnen und ein blühendes Weib zu umarmen. Er findet, daß hier wie dort „alles Anstößige dem reinen Sinne fernliege“; Wischers Tadel erscheint ihm „unbegreiflich,“ im einzelnen „komisch,“ „unverantwortlich,“ entweder auf einer „Grille“ des Ästhetikers oder „auf völliger Verkennung beruhend.“ Nicht minder abweisend verhält sich gegenüber Wischers Urteil der Goethebiograph Richard M. Meyer⁴⁾: „Wenn Hermanns Mutter die Nacht der Ehegatten als die bessere (!) Hälfte des Tages rühmt,“ meint er, so „denkt ein naiver Leser bloß an das Glück stiller Ruhe, an das Bewußtsein gedoppelten Friedens vor den Stürmen der Welt und des Tages“; darum möchte er Wischers ganze Behandlung der Stelle auf dessen eignes „Behagen an bedenklichen Details“ zurückführen. Eine Mittelstraße schlägt Meyers Kritiker, Richard Weitbrecht,⁵⁾ ein, wenn er zunächst behauptet, die Stelle könne „keinesfalls vollkommen backfischrein gedeutet“ werden, dann aber die anti-wischersehe Bemerkung hinzufügt: „ohne dadurch irgend welcher präden Zensur zu verfallen.“

¹⁾ „Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes“ im 4. Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 30 f., wieder abgedruckt in „Altes und Neues. Neue Folge,“ S. 201 ff.

²⁾ Erläuterungen zu Hermann und Dorothea, 5. Auflage, S. 101 f.

³⁾ Noch näher kommt Philiens Worten eine Stelle in Senecas Rasendem Hercules (B. 1065 f.), die ich der Mittheilung eines Kollegen verdanke: o domitor Somno laborum, requies animi, Pars humanae melior vitae.

⁴⁾ Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte, 3. Jahrgang IV, 5, 177.

⁵⁾ Blätter für literarische Unterhaltung, 1895, S. 746.

Umso eifriger pflichtet Alexander Baumgartner S. J.¹⁾ dem „berühmten Ästhetiker“ bei; nur findet er, daß die Stelle doch nicht so schrill aus der Dichtung herauschreie: Hermann habe überhaupt einen „krankhaften“ Zug, da er sich erst als Verliebter etwas aus seiner weichen Träumerei aufraffe; der liebebedürftige Goethe habe sich eben zu der Anschauung, daß der Mann des Weibes Stütze und darum auch ohne sie schon ein Charakter sein müsse, „auch hier nicht erschwungen“ — und was der mönchischen Einfälle mehr sind. Ebenso verwirft den Vers natürlich die einmütige Praxis der Schulausgaben, und wenn sich auch neuerdings eine so gewichtige Stimme wie die des Schulrats Gustav Wendt²⁾ gegen die gereinigten Klassikertexte ausgesprochen und dabei ironisch den Vorteil betont hat, der für die Schüler daraus erwachse, daß sie nun nicht „erfahren, auch eine so vortreffliche Frau wie Hermanns Mutter habe die Nacht für die schönere(!) Hälfte des Lebens gehalten,“ so werden doch wohl leider Gottes! die meisten heutigen Schulmänner in der Sache dem Herrn Dr. Albert Zipper in Lemberg zustimmen, der sich über unsre Stelle folgendermaßen vernehmen läßt:³⁾ „Ich habe niemals Doktrinaire begreifen können, die aus dem Häuschen geraten, sobald man an sie die Zumutung stellt, in einer Schulausgabe von »Hermann und Dorothea« den Vers:

Daß ihm(!) werde die Nacht zur schöneren(!) Hälfte des Tages(!)

auszulassen; ja in diesem speziellen Falle erkläre ich mich solchen Goethomanen gegenüber für beschränkt genug, meine Überzeugung dahin auszusprechen, es wäre dem Werke überhaupt nicht ein Strahlchen von dem Sonnenglanze seiner klassischen Vollkommenheit verloren gegangen, so der große Goethe den zitierten Vers ganz und gar nicht hineingesetzt hätte.“

Die beiden letztangeführten Zeugnisse haben für uns ein besonderes Interesse, weil sie an dem unbewußt eingeschmuggeltem Komparativ „schöneren“ statt „schönen“ — den übrigens auch schon Dünker in seiner Paraphrase der Stelle anwendet (wie Richard M. Meyer „bessern“), obwohl damit die Sentenz erst recht auf das Niveau des Philinenliedes herabgezogen wird — erkennen lassen, welche Auffassung des Ausdrucks in weitem Kreise die herrschende ist. In der That wird der Vers durchgehends mündlich wie schriftlich in dieser Vergrößerung zitiert: so las ich ihn in einem Feuilletonartikel in die Schilderung attischer Sommernächte verflochten,⁴⁾ so ist er mir zweimal von Lehrern entgegengebracht, die das Gedicht wiederholt in der Schule behandelt hatten und sich doch erst durch den Augenschein überzeugen ließen, daß im Texte der Positiv steht, so hat ihn mir sogar einmal ein Primaner ganz arglos aus seinem richtigen Texte vorgelesen.

Mit leichter Mühe ließen sich noch mehr literarische und unlitterarische Zeugnisse zur Sache beibringen, aber die angeführten reichen aus, den consensus gentium festzustellen: über die poetische und sittliche Angemessenheit unsrer Stelle und ihren mehr oder weniger sinnlichen Charakter gehen die Meinungen aus einander; dagegen ist, soweit ich sehe, nie ein Zweifel daran laut geworden, daß die Nacht hier wirklich mit Betonung und Beziehung als die schöne, will sagen die schönere Hälfte des Lebens dem Tage gegenüber hingestellt werden soll.

Wären diese Absicht und diese Beziehung richtig, so würde ich mich in dem

¹⁾ Goethe. Sein Leben und seine Werke, 2. Bd., 2. Auflage, S. 268.

²⁾ Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, VII, 68.

³⁾ Pädagogisches Archiv, Jahrgang 1895, S. 596.

⁴⁾ Kölnische Zeitung vom 8. März 1896.

Streite unbedenklich auf Wischers Seite stellen. Alle schönen Redensarten von reiner Natürlichkeit u. dergl. können die in ihrer halben Verschleierung doppelt bedenkliche Verheißung im Munde einer Mutter nicht sauber machen. Und gar dieser Mutter diesem Sohne gegenüber mit Beziehung auf Dorothea, die uns schon als seine künftige Gattin vor Augen steht! Nimmt Wischer Anstoß an dem Streiflicht, das die Mutter für den Sohn mittelbar auf ihre eigne Lebenserfahrung fallen läßt, so würde mich noch weit mehr der grobe Fingerzeig des Dichters auf Hermanns und Dorotheens künftige Erfahrung beleidigen, mit dem er uns, den Lesern, das reine Bild des bräutlichen Paares um nichts und wieder nichts trübte, dieses Paares, von dem er sonst — Johann Heinrich Voß so unähnlich! — durch die ganze Dichtung jeden, auch den leisesten Hauch selbst von sogenannter „gesunder“ Sinnlichkeit geflissentlich fern gehalten hat. Dawider hilft auch der Entlastungszeuge Homer nicht. Denn ganz abgesehen von der ungeheuern Klust, die überhaupt Leben und Denken der heroischen Zeit von der „Existenz einer kleinen deutschen Stadt“ zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheidet, so war insbesondre für den Rhapsoden und seine Hörer, wie für Mutter Thetis, die Sklavin, die dem Peliden den Kummer vertreiben soll, nicht mehr als etwa ein Krug Wein, ein Ding ohne Seele. Was ist uns dagegen Dorothea! Noch einmal — hat Goethe wirklich alledem, was sich auch ihm aufdrängen mußte, zum Troß Hermanns Mutter im Stil der Thetis reden lassen wollen, so hat er in der That die Sünde gegen den Geist seiner Dichtung begangen, die Wischer ihm vorwirft, und dann wird man auch die weitem Folgerungen des Ästhetikers kaum von der Hand weisen können.

Ehe wir aber das zugeben, scheint es doch dringend geboten, noch einmal Schritt für Schritt gründlich zu prüfen, ob denn wirklich Wortlaut und Zusammenhang der Stelle keine andre Deutung zulassen oder gar fordern, als eben diese verwerfliche und von uns verworfne. Und da, meine ich, hätte gleich der erzählende Vers, der zu der Rede der Mutter überleitet, die Interpreten stutzig machen müssen: wenn Goethe mit Betonung „die gute Mutter“ ihrem Sohne „verständlich antworten“ läßt, so sollte man doch eigentlich im folgenden alles andre eher erwarten, als eine Äußerung wenn auch noch so zart angedeuteter Sinnlichkeit. Allerdings scheint weiter der Ausdruck „die Braut in die Kammer zu führen“ auf den ersten Blick die Brücke dazu zu bilden, aber auch nur auf den ersten Blick! Ziehen wir zum ersten sogleich den zweiten Absichtssatz: „und die Arbeit des Tages dir freier und eigener werde“ mit in Betracht — merkwürdigerweise hat Wischer ihn als unwesentlich in seinem Zitate ausgelassen —, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die obendrein biblische Wendung hier nur den Begriff des Heiratens konkreter und damit dichterischer, epischer umschreiben soll, als es etwa das blasse und konventionelle „heimführen“ gethan hätte. Diese Erkenntnis wird vollends zur Gewißheit, sobald wir noch den Rahmensatz: „Sohn, mehr wünschst du nicht . . . als der Vater es wünscht und die Mutter“ ins Auge fassen, innerhalb dessen für eine sinnliche Auffassung jener biblischen Wendung schlechterdings kein Platz ist. Im übrigen bedarf es kaum der Hervorhebung, daß die Metapher der Mutter durch Hermanns Hinweis auf sein „Stübchen im Dache“ nahegelegt ist, seine „Kammer,“ die ihm — jedoch nur parallel und in demselben Sinne mit „Hof,“ „Garten“ und „Feld“ — einsam und öde erschien.

Die weitere Rede der Mutter giebt keine neuen Anhaltspunkte, desto mehr die eben berührte Klage des Sohnes, auf die sie antwortet. Da steht zunächst am Schluß das Bekenntnis: „Ich entbehre der Gattin.“ Vielleicht haben diese vier Worte am meisten zu der gängigen Auffassung unsrer Stelle beigetragen, wie sie einem denn auch sofort als Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung entgegen-

gehalten zu werden pflegen: man meint eben aus ihnen einen Ton physischen Verlangens herauszuhören und nimmt nun von vornherein die mütterliche Antwort dementsprechend auf, unbekümmert um alles, was in den übrigen vierzig Versen der Beichte Hermanns dawider zeugt, und unbekümmert um seinen sonstigen Charakter und seine augenblickliche Gemütsverfassung. Freilich klagt er unmittelbar vorher, daß er schon manche Nacht in seiner Kammer ruhelos den Mond und manchen Morgen die Sonne herangewacht habe; aber erst eben jetzt im Rückblick darauf und im Überblick über seine ganze Existenz wird er sich über die Ursache dieses Unbehagens und dieser Unrast selber klar, empfindet erst jetzt als solche das Alleinstehen, erkennt erst jetzt — weil er erst seit drei Stunden in Dorothea ein Ziel seines Sehns, das vorher unbestimmt und ziellos war, gefunden hat —, daß nur eine gleichgestimmte Gefährtin ihm den mangelnden Einklang mit sich selber und dem Leben wiedergeben kann. Mag da in der letzten Tiefe auch etwas Physisches als Untergrund vorhanden sein — Hermann redet davon nicht, er ahnt es gar nicht, ahnt noch nicht einmal, daß seine Worte dahin mißverstanden werden könnten, sonst wäre vielleicht die Mutter der letzte Mensch, dem er sich offenbarte. Übel aber stünde es dieser jetzt an, wollte sie von den Augen des kindlich Arglosen die Binde wegreißen und zugleich ihn zu sinnlichen Empfindungen erregen, statt zu beschwichtigenden, wie dies in ähnlicher Lage Gottfried Kellers Frau Regel Amrein ihrem heißblütigen Jüngsten gegenüber mit so sicherem pädagogischem und mütterlichem Takte fertig bringt.¹⁾

Zu Wahrheit versteht es Goethes Löwenwirtin ebenso gut. Ungleich den meisten Lesern und Kritikern der Dichtung hat sie nicht bloß die letzten Worte des Sohnes im Ohre, sondern seine ganze Aussprache in Herz und Sinne, als sie ihm antwortet. Über zweierlei hat er geklagt, erstens, daß er dem strengen und heftigen Vater noch immer wie ein Knecht dienen müsse und in der bloßen Arbeit bei längst ausreichendem Besitze, der endlich auch zum Genießen einlade, keine Gemuthung mehr finde, und zweitens, wie wir schon gesehen haben, daß ihm auch nachts die Ruhe des Leibes und der Seele fehle; beide Klagen verknüpft der Vers „ohne die Freude des Tages und mit der Sorge für morgen,“ beide laufen hinaus auf das Gefühl der Ede und das Wort: „Ich entbehre der Gattin.“ An dieses letzte Wort knüpft die Mutter sofort beruhigend den ersten Hauptsatz ihrer Erwiderung; die Tendenz jener ersten Klage faßt sie verheißend zusammen in den zweiten der eingefügten Absichtssätze: „(daß) die Arbeit des Tages dir freier und eigener werde“; somit werden wir füglich die Beantwortung des Klagepunkts

— wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte —

in dem andern, dem ersten Absichtssätze zu suchen haben,²⁾ eben den unstrittnen Worten: „daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens.“ Danach kann ihr Sinn nicht mehr der sein, den man ihnen unterzulegen pflegt: es wäre widersinnig, gerade einem Ruheverlangenden etwas andres als Ruhe zu verheißten. Obendrein müßten wir zu allen frühern Bedenken noch die Charakterwidrigkeit in den Kauf nehmen, daß eine Hausfrau, deren Lebenselement die Arbeit ist, dem

¹⁾ Die Leute von Seldwyla, 5. Aufl. I, 172.

²⁾ Die dialektische Entsprechung der Hauptpunkte in Rede und Gegenrede (abc: cba) ist die dichterisch gebotne, aber zugleich die psychologisch natürliche: was wir zuletzt gehört haben, drängt immer zuerst nach Erledigung, sodaß wir das Frühere nachholen.

Sohne, der seinerseits auch schon von den „Freuden des Tages“ gesprochen hat, die Nacht nicht etwa bloß als die schönere, sondern schlechthin als die schöne Hälfte des Lebens — der Arbeit des Tages und noch dazu der „freien und eigenen“ Arbeit als der nicht schönen oder häßlichen Hälfte gegenüber — hinstellte. Gerade jene unwillkürliche Korrektur, durch die der Volksmund und die gelehrte Paraphrase den Positiv in den Komparativ verwandelt hat, kann uns jetzt lehren, was Goethe zum mindesten hätte schreiben müssen und ohne Zweifel, wie in Phyllinens Liebe den Superlativ, auch im schönsten Einklange mit dem Metrum geschrieben hätte, wenn er den Worten die Bedeutung, die man bisher darin gefunden hat, hätte geben wollen. Daß er jenes nicht gethan und offenbar geflissentlich nicht gethan hat, ist der beste Beweis dafür, daß er dieses nicht gewollt hat.

Muß ich nun noch sagen, was er statt dessen gewollt hat? Die Lösung des nur scheinbar verwickelten Knotens ist so einfach, wie schließlich jede Wahrheit; ein leichter Betonungswechsel genügt, den Vers sein eigentliches Angesicht zeigen zu lassen: nicht „zur schönen Hälfte,“ sondern „zur schönen Hälfte des Lebens.“ Soll nach der Mutter Verheißung die Nacht inskünftige dem Sohne werden! An Stelle der „wenigen Stunden“ Schlaf, die Hermann bisher genügen mußten, soll er am Ziel seiner Wünsche gegenüber der Arbeit des Tages wieder die volle Ruhe der Nacht als Hälfte des Lebens genießen, natürlich nicht als mathematische, zwölf Stunden von vierundzwanzig, sondern als harmonisch entsprechende Hälfte, wie in den beiden andern Stellen.

Wer will, kann sich bei diesem Ergebnis, das ich soweit für unumstößlich richtig halte, beruhigen: schon durch die umgelegte Betonung wird das Beiwort so zurückgedrängt, daß es kein grüßliches Mißverständnis mehr zuläßt, geschweige denn herausfordert. Ich für meinen Teil aber möchte noch einen Schritt weiter gehen, und ich hoffe, der Leser folgt mir auch dahin. Meiner Überzeugung nach hat nämlich Goethe mit dem Zusatz „schön“ überhaupt keine materielle Qualität der Hälfte ausdrücken wollen, sondern eben jene oben angedeutete Proportion „harmonisch entsprechend,“ für die sich schlechterdings kein andres Wort finden läßt, das die Sache so kurz, treffend und zugleich echt goethisch bezeichnete. Alles Mißverhältnis, also auch das, worüber Hermann klagt, ist ästhetisch angesehen unschön, jedes natürliche Verhältnis, also auch das zwischen Ruhe und Arbeit, schon als solches „schön.“ Daß sich aber insbesondre bei Goethe wie schon bei Shaftesbury und seinen Nachfolgern der Begriff des Schönen mit dem des Naturgemäßen und Harmonischen in Bezug auf das Verhältnis der Teile unter sich und zum Ganzen deckt, bedarf keines besondern Beweises. Nur eine charakteristische Parallele anzuführen kann ich mir nicht versagen. Sie steht in dem Gedichte „Metamorphose der Tiere,“ auf das auch Emerson, ohne es zu nennen, in seinem Essay über „Ausgleichungen“ in ähnlichem Zusammenhange Bezug nimmt. Als schön erscheint hier die hohe Zweckmäßigkeit im Bau des tierischen Organismus, die Vollkommenheit der Anlage, in der alle Teile im Gleichgewichte sind,

sich jeglicher Fuß, der lange, der kurze
Ganz harmonisch zum Sinne des Tiers und seinem Bedürfnis

bewegt. Diese Vollkommenheit dauert aber nur so lange, als die einzelnen Organe und Kräfte in richtiger Proportion zu einander bleiben, sobald dagegen der „treibende Geist“ im Innern des Individuums „den heiligen Kreis durchbrechen,“ an Stelle des Naturgesetzlichen Willkür schaffen will, wird sein Streben dem Ganzen als „schönem“ Ganzen verderblich:

Dem zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder; die Last des Übergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.

Genau so ist in unserm Falle durch die „Last des Übergewichtes“ von Arbeit, Sorge und Unrast gegenüber der Ruhe, von Wachen gegenüber dem Schläfe das natürliche Gleichgewicht in Hermanns Existenz „vernichtet“; indem die volle Nachtruhe das „Schöne der Form“ wiederherstellt, heißt sie füglich selber die „schöne Hälfte des Lebens.“ Der Begriff des Schönen ist in beiden Stellen derselbe; denn daß in der „Metamorphose der Tiere“ jene „Schöne der Form“ nicht etwa eine Linien- und Farbenschönheit der äußern Gestalt, sondern die im Ganzen waltende Harmonie bezeichnet, das bezeugt zu allem übrigen der herrliche Schluß des Gedichtes:

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur! du fühlst dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Möchten die letzten Worte auch für unsre Untersuchung gelten! Sie hat uns auf nicht immer erquicklichen Wegen, die aber nicht zu umgehen waren, aus einem Sumpfe niedriger und zum Teil widersinniger Vorstellungen, die dem Dichter zu imputieren eigentlich eine *laesa majestas* war, zu der reinsten Höhe goethischen Empfindens und Denkens geführt. Der Leser aber scheue einen Rückblick nicht, er vergleiche noch einmal, er prüfe reiflich, so wird er hoffentlich auch hier zum schönen Schlusse die liebliche volle Gewißheit gewinnen, daß der Meister auch in dieser Dichtung immer Meister ist und nirgends, wie ein stümpernder Dilettant einer „Lieblingsvorstellung“ nachgebend, sein eignes Werk verdorben hat.



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)

8



Es war einen Tag später.

Harm hatte eine Unterredung mit seiner Frau gehabt, und bei dieser Unterredung waren einige nicht unwesentliche Beschlüsse gesetzt worden. Es war erstens beschlossen worden: das ewige Gezerre und Gezachter zwischen Hein einerseits, Antje und Niede andererseits müsse aufhören, da sie zu groß für solche Spielereien geworden seien. Sodann:heimer Witt von Obendeich, einziger Erbe eines schönen,